

24. Sonntag nach Trinitatis, 2. November 2008,

Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche

(City-Kirchen-Kanzeltausch)

Dompredigerin Petra Zimmermann

Predigttext: Prediger 3,1-14

Gnade sei mit euch und Frieden von dem, der da ist und der da war und der da kommt. Amen.

Liebe Gemeinde,

manchmal gehe ich in die Hohenzollerngruft des Berliner Doms hinunter. Mit Vorliebe abends, wenn die Besucherströme das Haus verlassen haben. Die beiden weißen Kerzen am Eingang der Gruft brennen noch, aber ansonsten ist es still. Von Ferne nur das Klimmern eines Schlüsselbundes. Der Pförtner streift durchs Haus und schließt die Türen zu. Ich gehe die Särge entlang. Särge hinter schwarzen Metallgittern, daran kleine Namensschilder. Ich lese die Namen von Königen, von Prinzessinnen und Prinzen und Markgrafen, von Frauen und Männern. Und dazwischen immer wieder Kindersärge. In all diesen Särgen liege Gebeine, das weiß ich. Tote aus fünf Jahrhunderten. Was wohl noch übrig ist von ihnen? Und: wie sie wohl waren, diese Menschen? Liebenswertig oder böseartig? Herrschsüchtig oder bescheiden? Woran sie wohl geglaubt haben, wen sie wohl geliebt haben? Wovor sich gefürchtet, worauf gehofft? Ich streife umher, blicke auf Kronen und Adler und Wappen. Auf Goldglanz und die Insignien der Macht. Und ich weiß doch, am Ende bleibt nicht mehr von ihnen als von uns. Knochen in einem Sarg.

„Ich baute mir Häuser, ich pflanzte mir Weinberge. Ich legte mir Gärten und Parks an.... Ich sammelte mir Silber und Gold und die Schätze von Königen und Ländern. Was immer meine Augen beehrten, gab ich ihnen, und keine

Freude versagte ich mir. Doch dann sah ich an alle meine Werke,...und die Mühe, die ich daran gehabt hatte, und siehe, da war alles nichtig und Haschen nach Wind.“ (Pred. 2,4 -11 in Auszügen)

Das sind Worte aus einem Buch der Bibel, das den Titel „Prediger“ trägt. Hebräisch: Kohelet. Nur sehr selten gelangen diese Worte einmal in unsere Gottesdienste. Melancholisch ist der Ton. Voller Skepsis, ob das Leben, die Mühe, das Erlangen von Wissen und Reichtum und Macht zu irgendetwas führen kann. Oder doch nichts weiter ist als „Haschen nach Wind“.

Kohelet schreibt nach den großen Propheten, nach dem Exil. Die hohen Worte von Gericht und Heil sind längst verblasst. Die Träume einer Sozialreform Nehemias halten der Wirklichkeit nicht Stand. Die großen und tragenden Vorstellungen der Tradition sind erstarrt und gleichen Kristallen. Gefrorene Vergangenheit, die nur noch nach rückwärts weist, aber nicht voran.

Kohelet ist ein Einzelgänger. Ein Intellektueller und in dem, wie er die Welt betrachtet, sehr modern. Er blickt auf die Wirklichkeit wie sie ist und stellt seine präzisen, unerbittlichen Fragen. Er redet von Erfahrungen, die jeder macht auf seinem Weg durch die Zeit. Er redet von Recht und Unrecht, von Liebe und Hass, von Schlafen und Wachen, von Geborenwerden und Sterben. Er redet von all dem, was auch unsere Tage füllt, ob wir gläubig oder ungläubig, ängstlich oder mutig, tapfer oder traurig sind. Seine Frage an all diese Zustände des Lebens lautet: Was bleibt? Was gilt, wenn der Tod doch alles zunichte macht?

Die einen sammeln Schätze, häufen Aktienpakete an, kassieren Boni, wollen mehr, immer mehr. Goldbarren stapeln sich in Tresoren, eine Million wird auf

die nächste getürmt, – als könne man sich damit das Leben erkaufen. Und was bleibt? Allenfalls zeugt ein Begräbnis erster Klasse von vergangener Macht. Den Knochen kann's egal sein. Jemand, der es nicht verdient, wird das Vermögen erben, und wenn du denkst, dass du fortlebst in deinen Nachkommen, dann irrst du dich, denn nach einiger Zeit wirst du vergessen sein. Alles ist flüchtig, alles ist nichtig. Haschen nach Wind.

Die anderen häufen Wissen an. Wollen erkennen. Man lernt und lernt. Aber was man danach kennen lernt, stellt der Zuvor Gelernte wieder in Frage. Der Erkenntnisprozess kommt zu keinem Ziel. Erfahrungen der Alten werden wieder vergessen. Jede Generation fängt neu an. Noch leben viele von denen, die den Krieg erlebt haben, und schon knallen mancher Orts wieder Stiefel aufs Pflaster, marschieren Kämpfer für Deutschland, werden jüdische Friedhöfe geschändet. Gibt man sich kühl Rechenschaft, muss man einsehen, wie wenig Fortschritt es gibt. Alles ist nichtig und Haschen nach Wind.

Kohelet denkt mit geöffneten Augen. Nein, ahnungslos war er nicht. Bevor er sein Fazit zieht, hat er tief in die Welt geblickt. Er scheut die Anstrengung des Erkennens nicht. Und der Schmerz, ohne den die Wahrheit nur selten zu haben ist, ist ihm gründlich vertraut.

Warum hat er sich nicht an seine religiöse Tradition gehalten? An die Weisheit, die wie er auf die Welt schaute, aber darin nicht nur Nichtigkeit entdeckte, sondern eine gute Ordnung. Eine Ordnung, in der geerntet wird, was man sät. Eine durchsichtige Welt, in der der Gerechte in Frieden leben soll und dem Ungerechten ein Donnerwetter droht. Warum hält er sich nicht daran fest? Weil die Welt nicht so ist! Ruft Kohelet. Oft stirbt der Gerechte vor der Zeit, oft lohnt sich das Verbrechen, ist der Triumph auf Seiten der Bösen.

Nichts lässt sich ablesen an diesem Zusammenhang von Tun und Ergehen. Selbst unsere Fragen, die uns heimsuchen, wenn das Unglück in unser Leben tritt und wir nicht wissen warum, bleiben unbeantwortet. All diese Fragen: Warum ich? Womit habe ich das verdient? Warum jetzt? Als gäbe es da einen durchschaubaren Zusammenhang. Wir finden keine Antwort.

Der Sinn des Lebens ist in dieser Welt nicht erkennbar. So das Fazit von Kohelet. Aber eine Welt ohne Sinn ist eine Zumutung. Eine Welt ohne Sinn verletzt jeden, der die Welt oder auch nur sich selber ernst nimmt. Wie soll man leben ohne die Zusammenhänge wenigstens zu erahnen? Wie soll man leben, ohne die Hoffnung, dass sich aus all den Bruchstücken unseres Lebens einmal ein Ganzes fügen ließe? In dem Buch dieses skeptischen Denkers werden Fragen über Fragen aufgetürmt, so dass man Ende selbst in tiefe Skepsis verfallen möchte über den Sinn dieses ganzen Unternehmens, das sich Leben nennt. Novembergraue Melancholie.

Es hat einen langen Streit gegeben, ob dieses Buch überhaupt in den Kanon der Bibel gehört. Zum Glück hat man es drin gelassen. Denn ich bin überzeugt: Wer es wagt zu glauben, der beginnt zu fragen. Wer versucht, die Geschichte seines Lebens mit Gott in Verbindung zu bringen, der wird Fragen stellen. Wer sich – und sei sei es auch noch so tastend und zögernd – einer größeren Hoffnung anzuvertrauen wagt, als unser Leben es von sich aus hat, für den hört das Fragen niemals auf. „Wir sehen jetzt in einem Spiegel ein dunkles Bild...“ hat Paulus gesagt. Und wir hören nicht auf zu ergründen, zu fragen. Nur wer nichts glaubt, hat keine Fragen mehr und keine Zweifel. Wer glaubt, für den fangen die Fragen erst richtig an.

Aber bleiben wir nicht stehen bei den Fragen Kohelets. Hören wir auf sein großes Gedicht über die Zeit. Zwischen dem ersten und dem letzten Satz

steht alles, was ein Menschenleben bewegt. Ich lese aus dem 3. Kapitel:

- 1 Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde:
 - 2 geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit;
pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit;
 - 3 töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit;
abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit;
 - 4 weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit;
klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit;
 - 5 Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit;
herzen hat seine Zeit, aufhören zu herzen hat seine Zeit;
 - 6 suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit;
behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit;
 - 7 zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit;
schweigen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit;
 - 8 lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit;
Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.
- 9 Man mühe sich ab, wie man will, so hat man keinen Gewinn davon.
10 Ich sah die Arbeit, die Gott den Menschen gegeben hat, dass sie sich damit plagen.
11 Er hat alles schön gemacht zu seiner Zeit, auch hat er die Ewigkeit in ihr Herz gelegt;
nur dass der Mensch nicht ergründen kann das Werk, das Gott tut, weder Anfang noch
Ende.

Liebe Gemeinde, wenn man diese Sätze über die Zeit hört, dann kann man sich einen Moment der ruhigen Monotonie der Zeilen überlassen. Es ist als habe die Stimme Kohelets eine Wärme bekommen, die bislang nicht in ihr zu finden war. Es ist, als geriete alles Leben nun doch in einen großen Zusammenhang, dessen Rahmen aus Geburt und Tod besteht. Geboren werden und Sterben. Die beiden Ereignisse, die der Mensch nicht in der Hand hat. Ins Leben werden wir geworfen, ohne unser Zutun, das Leben wird uns genommen, wenn die Zeit gekommen ist. Dazwischen bewegt sich das Leben. Mit all seinen Facetten, mit seinem Lachen und Weinen, mit seinem Kummer und seinem Glück. Aber auch die Zeit zwischen Leben und Tod wird von Gottes Zeit bestimmt. Von uns nicht vorhersehbar, nicht erkennbar. Wir wissen nicht, warum die Liebe, eben noch so glutvoll entfacht, der Kälte weicht. Warum das Haus, das ich baute, keinen Bestand hat. Warum ich unverhofft dem Glück meines Lebens begegne oder das Liebste auf der Welt

mir plötzlich genommen wird. Der Sinn von all dem erschließt sich nicht aus dem Leben selbst. Wir sehen immer nur Stückwerk. Leben unser Leben als Fragment eines erhofften Ganzen, das wir mit nichts erfassen oder ergründen können.

Was bleibt aber dann? Was bleibt uns, die wir uns nach Ganzheit sehnen, nach Ewigkeit und Heil? Was bleibt uns, denen doch die „Ewigkeit ins Herz gelegt“ ist, wie Kohelet schreibt. Und das macht es ja aus, dass wir in dieser dem Menschen eigenen Gebrochenheit leben. Wir sind Teil der Schöpfung und haben doch diese unstillbare Sehnsucht. Uns ist die Ewigkeit ins Herz gelegt, aber wir können sie nicht fassen. Was tun in dieser Lage?

Hält Kohelet, der Prediger der Melancholie einen Trost für uns bereit?

Ich lese weiter im dritten Kapitel:

12 Da merkte ich, dass es nichts Besseres dabei gibt als fröhlich sein und sich gütlich tun in seinem Leben.

13 Denn ein Mensch, der da isst und trinkt und hat guten Mut bei all seinem Mühen, das ist eine Gabe Gottes.

14 Ich merkte, dass alles, was Gott tut, das besteht für ewig; man kann nichts dazutun noch wegtun. Das alles tut Gott, dass man sich vor ihm fürchten soll.

Liebe Gemeinde, nach all der Schwermut, all dem Erkennen der Nichtigkeit, wird der Ton plötzlich leicht und heiter. Gott hat alles geschaffen. Deshalb: lass ihm das Ganze und nimm deinen Teil. Du musst nicht alles sein. Leben ist Fragment. Was uns gelingt, bleibt bruchstückhaft. Das ist schmerzlich. Das ist tröstlich. Manchmal scheint im Teil das Ganze auf. Manchmal bleibt es verborgen. Auch das entzieht sich unserem Zugriff. Also, nimm, was Gott gibt, aus seiner Hand. Nimm beides, das Helle und Dunkel aus seiner Hand. Nimm jeden Augenblick, nimm das Jetzt aus seiner Hand.

Alles ist nichtig? Nein, alles ist wichtig. Nichts geschieht umsonst. Nichts wird vergessen. Kein Schmerz und keine Tränen ist vergessen. Nicht die Trauer

und nicht die Hoffnung, nicht die Liebe und nicht der Schmerz. Wenn wir das glauben könnten, dass in Gott der Sinn unseres Leben liegt, in ihm verborgen aber dennoch da, dann könnten wir aufhören, ihm hinterher zu jagen. Könnten aufhören, nach ihm zu graben. Könnten leben. Jetzt.

Wer isst und trinkt und hat dabei guten Mut, der ist beschenkt von Gott, sagt Kohelet. Zweihundert Jahre nach Kohelet wird einer kommen, der sagt: Esst und trinkt. Dies ist mein Leib. Für dich. Und wir werden eine neue Stimme hören. Sie spricht leise und sie wird sagen:

Ich kennen deine Einsamkeit, deine Angst und deinen Zorn.

Als ich schrie: mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen, verband sich mein Schrei mit dem deinigen heute.

Du bist nicht allein.

In der Tiefe bin ich hier bei dir.

Ich teile deine Fragen und bin deine Antwort.

Ich teile dein Leid und bin dein Trost.

Ich teile deine Klage und bin deine Freude.

Ich teile deine Qualen und bin ihre Lösung.

Ich teile deinen Tod und erwarte dich im Licht. -
dann wirst du mich nichts mehr fragen.

Und der Friede Gottes, der höher ist alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.